Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 22 (1954-1955)
Heft: 4

Artikel: Auf den Spuren von Marcel Proust
Autor: Peter, Wolfgang A.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-758584

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

AUF DEN SPUREN VON MARCEL PROUST

Aus unveröffentlichten Briefen, Notizbüchern und Heften

Von Wolfgang A. Peters

Das Wiedererscheinen Marcel Prousts in Deutschland («Auf der Suche nach der verlorenen Zeit», Band I; «In Swanns Welt», Band II; «Im Schatten junger Mädchenblüte»; Verlag Suhrkamp, Frankfurt am Main) lenkt die Aufmerksamkeit auf seine im deutschen Sprachraum noch unbekannten und teilweise auch in Frankreich noch unveröffentlichten Briefe, Notizbücher und Hefte, die im Besitz der Großnichte des Dichters, Madame Mante-Proust, sind. Es handelt sich um die ersten Grundlagen, die sozusagen untersten geologischen Schichten einer Kunstschöpfung. André Maurois, Biograph von Rang, hat sie für sein 1949 im Verlag Hachette, Paris, erschienenes Buch «A la Recherche de Marcel Proust» (Auf der Suche nach Marcel Proust) in Bruchstücken erstmals benutzt. Das mosaikartig zusammengetragene Material, das auch zahlreiche Charakteristiken Prousts durch Freunde und Zeitgenossen enthält, ergibt ein plastisches Lebensbild des Dichters, mit vielen für uns neuen Einzelheiten.

«Er fühlte, daß er schön war. An warmen Sommerabenden, unterwegs zu einer Gesellschaft, schlenderte er genießerisch über die Boulevards, einen leichten Ueberzieher halb geöffnet über dem Frackhemd, eine weiße Kamelie im Knopfloch. Ein neapolitanischer Prinz, wie geschaffen für einen Roman von Paul Bourget. Er genoß seine jünglingshafte Grazie, die sich in den Blicken der Passanten spiegelte, verbunden mit ein wenig Geckenhaftigkeit und jenem kleinen bißchen ‚Bewußtheit im Bösen', die er schon mit achtzehn Jahren hatte und die seine Muse gewesen ist. Zuweilen übertrieb er diese Grazie bis zur Ziererei, doch immer blieb sie geistig; so wie er manchmal seine Liebenswürdigkeit zu Schmeicheleien übertrieb, doch immer intelligenten Schmeicheleien. Wir selbst hatten das Zeitwort ‚proustifier' geprägt, um ein Verhalten auszudrücken, das etwas zu bewußt anmutig war . . .»

So schildert der heute über achtzigjährige Fernand Gregh seinen einstigen Mitschüler vom Gymnasium Condorcet, Marcel Proust, als dieser etwa zwanzig Jahre alt war und das scheinbar müßiggängerische Leben eines Pariser Dandys führte. Damals, um 1900, begegnete man ihm vor allem auf den Gesellschaften des Adels im Faubourg Saint-Germain. Und mit diesen Gesellschaften suchte er

zu wetteifern und gab im Hotel Ritz verschwenderische Diners. Ein literarisches Werk hätte man darnach zuallerletzt von ihm erwartet.

Das Leben eines mondänen Snobs (für einen solchen hielt man ihn) konnte sich Proust freilich leisten. Einem begüterten Hause entstammend — sein Vater war ein gesuchter Internist, später hoher Staatsbeamter im Gesundheitsministerium; die Mutter kam aus gebildeter, reicher Familie —, führte Marcel das umhegte, umfriedete Dasein eines «enfant gâté». Die ihn verwöhnte, ja vergötterte, war vor allem die Mutter. Sie war Jüdin, großbürgerlich-lothringischer Abkunft, sensitiv, phantasievoll, nobel und allem Geistigen zugetan. Marcel liebte sie zärtlich, sie und die Großmutter Jeanne Weil, in deren Hause zu Paris-Auteuil er zur Welt gekommen war. Diesen beiden Frauen hatte er die magische Welt seiner Kindheit zu danken, die er in seinem großen Roman wieder beschworen hat. Sie schützten den sensiblen, zartnervigen, seit dem neunten Lebensjahr von Heuschnupfen und Asthma gepeinigten Knaben («ein junger persischer Prinz mit großen Gazellenaugen», schrieb Paul Desjardins) vor der feindlich-rauhen Außenwelt. Und diese Fixierung an die Mutter war, schon vom Biologischen her, bestimmend für seine homo-erotische Existenz.

Sie glichen einander auch äußerlich. Lucien Daudet, der Sohn von Alphonse Daudet, mit Proust bis zu dessen Tode (1922) innig befreundet, beschreibt Marcels Mutter so: «Das gleiche orientalische Gesicht, lang und voll, das gleiche stille Lachen, wenn sie etwas vergnüglich fand, die gleiche Aufmerksamkeit, sobald jemand zu ihr sprach, jene Aufmerksamkeit, die man bei Marcel Proust als Zerstreutheit hätte auslegen können, weil es so aussah, als weile er ganz anderswo — die aber, im Gegenteil, Konzentration war.»

Marcel lebte mit der Mutter in einer Art Symbiose. Unwillig, ja oft verzweifelt, wurde der Vater manchmal unfreiwilliger Zeuge ihres Austauschs von Zärtlichkeiten. «Papa» dann zu besänftigen, war beiden stets eine Sorge. Sie verhielten sich wie Komplizen. Wenn Marcel nachts nicht schlafen konnte — außer an Asthma litt er an hochgradiger Nervosität von Jugend an —, schrieb er seiner Mutter Briefe, die er im Vestibül niederlegte, damit sie sie am andern Morgen fände, wenn er endlich schlafen würde. Da heißt es einmal:

«Meine liebe kleine Mama,

ich schreibe Dir diese wenigen Worte, um Dir zu sagen, daß ich an Dich denke; einzuschlafen ist mir unmöglich. Wie gern würde ich zur gleichen Zeit wie Du aufstehen und bei Dir meinen Morgen-

kaffee trinken. Bezaubernd fände ich's, schliefen und wachten wir zur selben Zeit. In dieser Absicht hatte ich mich um halb zwei Uhr hingelegt... Des Nachts komme ich in eine andere Bewußtseinsschicht in bezug auf Dich und bin Dir materiell noch näher durch das Leben im selben Rhythmus, in denselben Räumen, bei der gleichen Temperatur, nach den gleichen Prinzipien und mit gegenseitiger Billigung, doch jetzt, leider, ist uns die Befriedigung versagt. Entschuldige, daß ich den Rauchtisch in Unordnung zurückließ, ich habe so sehr gearbeitet bis zum letzten Moment. Sag Marie-Antoine, sie soll nicht so viel schwatzen, und laß sie die Küchentür schließen...» Ein andermal: «Ich fürchte, ich habe wegen des heftigen Anfalls, der mich beim Schreiben hinderte, meinen Zeilen an Dich nicht jene Form gegeben, die Dir gefallen hätte... Denn lieber habe ich Anfälle und gefalle Dir, als daß ich Dir mißfiele und verschont bliebe davon...»

Die Erstickungsanfälle, die Erkrankung der Atmungsorgane, die Nervosität — das alles war nicht ohne psychische Folgen. Im ersten Bande seines «Roman fleuve» hat er in Ich-Form, in der Person des Erzählers, die Angst beschrieben, die ihn befiel, als seine Mutter eines Nachts auf sein Rufen hin nicht ins Zimmer eilte. Sein Leben lang hat er die Empfindung gehabt, abhängig zu sein von anderen. Geliebt und ersehnt zu werden, war ihm Bedürfnis, gelobt zu werden nicht minder. Einer seiner Schulkameraden, der Maler Jacques-Emile Blanche, dem ein schönes Porträt des Dichters zu danken ist, schreibt in seinen Erinnerungen an Marcel Proust:

«Seine jugendlichen Gefühlsäußerungen brachten ihm so manches Mal Enttäuschungen ein. Jemand, der als Knabe mit ihm gespielt hat, erzählt uns, daß er jedesmal entsetzt war, wenn Marcel sich näherte, seine Hand ergriff, ihm erklärte, wie sehr ihn nach einer tyrannischen und totalen Zuneigung verlange. Er tat immer so, als verfüge der und jener über ganz erhabene Tugenden; im Grunde jedoch beurteilte er wohl alle Menschen nach ihrem wahren Wert. Ein Proust kann nicht anders als einsam sein...»

Seine merkwürdige Unterwürfigkeit schockierte seine Freunde, seine argwöhnische Empfindlichkeit erstaunte sie; nur die intelligentesten unter ihnen hatten das dunkle Empfinden, einem zwar wunderlichen, doch unbestreitbaren Genie gegenüberzustehen. Für seine mimosenhafte Empfindsamkeit ein Beispiel. «Warum», so schrieb er seinem jüngeren Freunde Robert Dreyfus, «warum läßt mich Daniel Halévy plötzlich ganz fallen und gibt mir's auch noch deutlich zu spüren, nachdem er so nett zu mir war? Und dann, einen Monat später, warum kommt er und begrüßt mich, nachdem er kein Wort mehr mit mir gesprochen hatte? Und sein Vetter

Bizet? Warum sagt er, er empfinde Freundschaft für mich, und läßt mich dann gleichfalls fallen? Was wollen sie bloß von mir?! Mich loswerden, mich ärgern, verulken, oder was sonst? Ich fand sie alle so nett...»

Immer war er ein wenig zu höflich, machte zuviel Komplimente, küßte den Damen übertrieben häufig die Hände, suchte die Wünsche anderer im voraus zu erraten, überhäufte sie mit kleinen Geschenken, die meist in keinem Verhältnis zum Anlasse standen. Weil aber seine Schmeicheleien im Grunde eine Art Selbstschutz waren, eine Verteidigungsmaßnahme, reagierte er seine wahren Empfindungen in den Notizbüchern und Heften ab, in welche niemand Einblick nehmen durfte, nicht einmal seine Mutter; und hier, so berichtet Maurois (leider ohne Beispiele zu geben), finden sich Stellen von oft mitleidloser, ja grausamer Kritik.

Dieser hypersensible, sich selber zergliedernde, furchtsam-argwöhnische Neurotiker mußte ein minutiös feinnerviger Analytiker werden, Analytiker des Menschen, der Liebe, der Leidenschaften. Die Schwäche verlieh ihm Kraft; und der geheimen Zusammenhänge zwischen Genie und Krankheit war er sich wohl bewußt. Im letzten Bande seines Romanwerks, «Le Temps retrouvé» (Die wiedergefundene Zeit), der in deutscher Uebertragung noch nie erschienen ist, schreibt er:

«Das Leid allein läßt uns innere Mechanismen gewahr werden, erlaubt uns, sie zu zergliedern. Ohne das Leid würden wir sie nicht kennenlernen. Ein Mensch, der jeden Abend wie ein Sack ins Bett sinkt und nicht mehr lebt, bis er wieder aufwacht und sich erhebt — würde es dem jemals einfallen, wenn nicht große Entdeckungen, so doch kleine Bemerkungen über den Schlaf zu machen? Kaum weiß er, daß er schläft. Ein bißchen Schlaflosigkeit ist nicht unwert, den Schlaf schätzenzulernen und ein wenig Licht in die Finsternis hineinzutragen... Die glanz- und jammervolle Familie der Nervösen, sie ist das Salz der Erde. Sie und nicht die andern haben Religionen gegründet und Meisterwerke geschaffen...»

Seit seiner Kindheit hatte es ihn zu schreiben verlangt. Das flüchtige Schöne wollte er festhalten, das ihm verborgen schien hinter den Dingen. Indessen, was er bis zu seinem dreißigsten Lebensjahr geschrieben und veröffentlicht hatte, war keineswegs aufsehenerregend: hin und wieder einen Artikel im «Figaro», Uebersetzungen des Präraffaeliten John Ruskin (von dem der Romandichter Proust die Genauigkeit der Beschreibung lernte) und ein paar schmeichlerische Porträts von literarischen Tagesgrößen in der symbolistischen Zeitschrift «Le Banquet». 1896, mit fünfundzwanzig Jahren hatte er sogar ein Buch veröffentlicht, im Selbstverlag,

auf kostbarem Japanpapier: «Les Plaisirs et les Jours», ein Album, das kleinere Betrachtungen und Aphorismen enthielt, ganz im geistigen Klima der Décadence des Fin de siècle. Aber es hatte ihm nur den Spott der Freunde eingetragen, und die Kritiker hatten es überhaupt nicht beachtet, trotz dem Vorwort von Anatole France. Im Grunde schien das Urteil der Schulkameraden von einst bestätigt: «Marcel Proust? Ein Weltmann voll Intelligenz und Grazie, aber ohne Zukunft!»

Selbst seine Mutter wurde allmählich ungeduldig und beschwor ihn, «endlich eine seriöse Arbeit anzufangen». Sie bewunderte seine Bildung, sie wußte auch, daß er mehr Talent hatte als die anderen. In Wahrheit sammelte er noch Erfahrungen über die Menschen und über die Dinge; gleich einem Schwamm sog er sich voll mit Bildern, Eindrücken, Typen und den Erscheinungen der Natur. Der Komponist Reynaldo Hahn wurde eines Tages Zeuge einer jener Szenen, bei denen Verstand und Gefühl Marcel Prousts bis auf den Grund der Dinge zu dringen schienen. Die beiden Freunde gingen in einem Garten spazieren. Sie kamen an einem Rosenbeet vorüber. Marcel hielt plötzlich inne und sagte mit kindlich anmutiger und zugleich etwas trauriger Stimme: «Wären Sie mir böse, wenn ich ein bißchen zurückbliebe? Ich möchte mir diese Rosenstöcke noch einmal ansehn...» Reynaldo Hahn ging also weiter, schlug einen großen Bogen und fand Marcel an derselben Stelle wieder, unverwandt auf die Rosen starrend. Hahn beschreibt die Szene in seinen Erinnerungen:

«Den Kopf weit vorgeneigt, tiefernst, die Augen halb zugekniffen, die Brauen leicht gerunzelt, angestrengt, ja leidenschaftlich aufmerksam, so stand er da — und seine linke Hand führte beharrlich seine schwarzen Schnurrbartspitzen zwischen die Lippen, wobei er unablässig draufbiß. Ich spürte, daß er mich hatte kommen hören, mich bemerkte; aber er wollte nicht sprechen, sich nicht vom Fleck rühren. Ohne ein Wort zu sagen, ging ich vorbei. Eine Minute verstrich. Dann hörte ich ihn rufen. Ich kehrte um; er lief auf mich zu, fragte mich, ob ich böse sei. Ich verneinte lachend — und wir nahmen unser Gespräch wieder auf. Ich stellte ihm keine Fragen wegen der Rosen. Ich sagte überhaupt nichts, scherzte auch nicht. Dumpf verstand ich, daß ich's nicht durfte...»

Von jener Zeit an, um 1900, bereitete er sich heimlich auf seinen Stoff vor. Seinen Notizbüchern und Heften, die er mit Zeichnungen im Stil des Fin de siècle schmückte, vertraute er seine geheimsten Gedanken an. Und so wissen wir, daß er schon damals an einen langen Roman dachte, einen von 2000 Seiten (die «Recherche» ist dann allerdings 5000 Seiten lang geworden), der eine Mischung aus

«1001 Nacht», den englischen Realisten George Eliot und Thomas Hardy und dem Memoirenverfasser Saint-Simon, und dessen Hauptperson die *Zeit* sein sollte. Seiner Mutter, die ihn immer wieder fragte, wie weit er damit sei, antwortete er: «Wenn ich auch noch nicht sagen kann, ich hätte an meinem Roman gearbeitet, im Sinne von wirklich angestrengtem Arbeiten — das Heft, das ich gekauft habe (und das nicht das einzige ist, woran ich arbeitete; denn vordem hatte ich auf losen Blättern geschrieben), dieses Heft nun ist voll — und es hatte immerhin 110 Seiten, große Seiten . . .»

Etwa um dieselbe Zeit, er war 27 Jahre alt, zeigte Marcel Proust großen geistigen Mut in der Dreyfus-Affäre. In ganz Frankreich hatte sie einen Sturm von Antisemitismus entfesselt. Proust, nicht nur deshalb, weil seine Mutter Jüdin war, stellte sich öffentlich auf die Seite des Unschuldigen und auf die des Obersten Picquart, der den Fall wieder aufgerollt hatte, was schließlich zur Rehabilitierung des zu Unrecht verurteilten Hauptmann Dreyfus führte.

Ende 1903 starb Marcel Prousts Vater, zwei Jahre danach die geliebte Mutter. Marcels Verzweiflung über ihren Tod erfüllte seine Freunde mit tiefem Mitleid. Gewissensbisse quälten ihn, daß er seine Pflicht verabsäumt und seine Eltern enttäuscht habe: sie waren gestorben, bevor er sein großes Werk vollbracht hatte. Durch ihren Tod aber war er nun endlich von seiner Kindheit losgekommen — und jetzt machte er sich auf, sie wiederzufinden. In einem seiner Hefte liest man:

«Seit kurzem vernehme ich wieder, horche ich nur recht hin, das Schluchzen, das ich vor meinem Vater habe zurückhalten müssen, und das erst losbrach, wenn ich mit Mama allein war. In Wahrheit hat es nie aufgehört; und nur deshalb höre ich's nun, weil alles um mich her plötzlich schweigt, wie jene Kirchenglocken, deren Klänge tagsüber erstickt sind von den Geräuschen der Stadt, die aber zu läuten anfangen in der Abendstille . . .»

Zwischen 1905 und 1911 — das genaue Datum ist unbekannt — begann Proust seinen Roman in Form zu bringen. Er bediente sich hierbei der zahllosen Notizen, Sätze und Abschnitte, die seine Hefte füllten. Da waren charakteristische Aussprüche eines Zimmermädchens, einer Köchin notiert, Aeußerungen des Kutschers, Gesten und Charakterzüge von Freunden nach zwanzig Jahren intensiver Beobachtung. Vom Zimmermädchen Françoise heißt es einmal: «Françoise, wenn sie etwas wissen wollte, fragte nicht einfach, sondern mit lächelnder Miene, schüchtern und schlau zugleich, wie in einem Verhör, sagte sie: ‚Ihr Onkel hatte womöglich seine Villa in Nizza? Er war vielleicht Hausbesitzer?', derart, daß man gezwungen war, mit Ja oder Nein zu antworten. Sonst hätte es ausgesehen,

als lüge man; denn weder Ja noch Nein hätte ja auch ‚vielleicht' heißen können . . .»

So gewannen seine Romanfiguren langsam Gestalt. Manch eine war aus zwei, drei Personen zusammengesetzt. Die Figur des Schriftstellers Bergotte zum Beispiel bekam Züge von Anatole France, aber auch von dem Religionshistoriker Renan. Odette de Crécy, die spätere Frau des Helden Swann, erhielt Eigenschaften der Halbweltdame Laure Hayman, der Mätresse seines lebenslustigen Großonkels Weil. Charles Swann ist die Verkörperung vor allem von Proust selbst; doch der Erzähler, das Ich des Romans, hat gleichfalls manches vom Autor. Verschmelzungen, Teilungen, Spaltungen haben hier stattgefunden, in einem langwierigen schöpferischen Prozeß. Längst hatte Proust seinen Snobismus überwunden. Er betrachtete die Welt nur noch als ein bewunderungswürdiges historisches und zoologisches Museum. Viele Abschnitte dieser Hefte, bis in die Details hinein ausgeführt, wirken wie ein Vorgriff auf den späteren Roman. Gleichwohl fehlt ihnen noch das Wesentliche des Buchs: die Unwirklichkeit der äußeren Welt, die Wirklichkeit der Welt des Geistes. In einem der Hefte findet sich eine Stelle, die Proust mit «capitalissime» überschrieben hat. Da erklärt er seine Kunsttheorie wie folgt:

«Ein Bild, wie es das Leben uns bietet, ruft im Augenblick, da wir seiner ansichtig werden, verschiedenartige Empfindungen hervor. Sehen wir zum Beispiel den Umschlag eines Buches, das wir bereits gelesen haben, so sind in die Titelschrift die Mondesstrahlen einer fernen Sommernacht eingewoben. Der Geschmack des morgendlichen Kaffees bringt uns jene vage Hoffnung auf einen schönen Tag, der einst, als wir den Kaffee in weißer Porzellanschale tranken, uns zuzulächeln begann in der lichten Ungewißheit des jungen Tages . . . Eine Stunde ist nicht nur eine Stunde; sie ist ein Gefäß, angefüllt mit Düften, Klängen, Plänen und Witterungen. Was wir Wirklichkeit nennen, ist ein gewisses Zueinander von Sinneseindrücken und Erinnerungen — jenes Zueinander, das der Schriftsteller wieder aufspüren und für immer festhalten muß in seinem Satz. Die Wahrheit beginnt erst in dem Augenblick, da man zwei verschiedene Dinge nimmt, ihre Beziehung zueinander festlegt (die in der Welt der Kunst dem entspricht, was in der Wissenschaft das Kausalgesetz ist!) und beide dann in einem schönen Satz zusammenfaßt . . .»

Von dieser Kunsttheorie her wird das zentrale Thema des Proustschen Romans deutlich: der Kampf des Geistes gegen die alles verwandelnde, alles verändernde, alles zerstörende Zeit. Proust sagt, es sei unmöglich, in der Realität einen festen, sozusagen absoluten

Punkt zu finden, an dem unser Ich einen Halt finden könnte, wir müssen diesen Punkt vielmehr in uns selber finden; und möglich sei es, ihn im Kunstwerk zu finden. Sein Roman ist also weder nur die (seinerzeit teilweise schockierende) Schilderung einer bestimmten französischen Gesellschaftsschicht am Ausgang des 19. Jahrhunderts (und deshalb ohne Interesse jetzt, da diese Gesellschaft verschwunden ist), noch gibt er bloß eine neue psychologische Analyse der Liebe und der Leidenschaften.

Was seine eigene Gefühlswelt anging, so scheint er von einer beinahe animalischen Sinnlichkeit geträumt zu haben. Da er an einem Uebermaß von Intelligenz, Bewußtheit und Zergliederungslust litt, sehnte er sich nach der Ergänzung, nach dem Sensuell-Fleischlichen; aber er suchte es vergeblich. Robert Brasillach erzählt, Proust habe Colette bewundert und habe weinen müssen, wenn er die Geschichten ihrer instinktsicheren und naiv glücklichen Heldinnen las: «Dieser allzu zarte, intelligente, unglückliche Mensch hatte die gleichen Träume wie jene Schriftsteller, denen Tahiti als imaginäres Paradies erscheint, weil sie Bilder von Gauguin gesehen haben. Was er brauchte, war das einfache Leben. So kehrte er in die Kindheit zurück . . .»

Seit er begonnen hatte zu schreiben, führte der Ueberempfindliche einen ständigen heroischen Kampf gegen Lärm und Geräusche. Er mobilisierte Bekannte und Freunde, ihm bei der Lärmbekämpfung in seiner engsten Nachbarschaft behilflich zu sein. Eine Flurnachbarin ließ er zum Beispiel bitten, die Handwerker möglichst nicht vor zwölf Uhr mittags mit der Arbeit beginnen zu lassen, weil er vormittags schlafe. «Ich werde ihr jeden Schadenersatz zahlen, den sie verlangt . . . Von einem anderen Mieter erhielt ich die Zusage, daß er seine Arbeiten zwischen 8 Uhr abends bis Mitternacht erledigen werde . . .» Ein andermal bat er die Concierge um Hilfe: «Madame Antoine, ich wäre Ihnen dankbar, wenn ich erführe, was bei Doktor Gagey vorgeht, wo es alle Augenblicke klopft . . . Um vier Uhr wurde genagelt, gebohrt usw., grad über mir. Sind das Handwerker, ist es der Installateur, der Kammerdiener? . . . Versuchen Sie herauszubekommen, was es war, und schreiben Sie mir ein paar Zeilen, heute abend oder morgen, wenn es Ihnen nicht zu beschwerlich ist . . .» Schließlich kam er auf die Idee, sein Arbeitszimmer völlig mit Kork austapezieren zu lassen — und hier, am Boulevard Haussmann Nr. 102, später in der Rue Hamelin Nr. 44 am Bois de Boulogne, in der Einsamkeit seines arzneidurchsäuerten Krankenzimmers, saß er im Bett und schrieb, umgeben von seinen Heften, Notizzetteln und alten Familienphotos . . .

Sein eigentliches Leben vollzog sich im Bett. Dann und wann

empfing er Freunde, immer des Abends; am Tage schlief er bis in den Nachmittag hinein, betäubt von schweren Schlafmitteln, die er am Morgen eingenommen, wenn er aufhörte zu arbeiten. Ramon Fernandez, einer seiner Freunde, schildert einen nächtlichen Besuch am Bett Marcel Prousts:

«Wundervoll war seine Stimme, diese kluge, etwas zerstreute, wie abwesende, scharf akzentuierte, gedämpfte Stimme, die den Ton jenseits der Zähne und Lippen zu bilden schien, jenseits der Kehle, in den Bezirken des Verstandes selber... Seine herrlichen Augen hefteten sich geradezu physisch an die Möbel, die Tapeten, die Nippsachen; durch alle Poren der Haut schien er die Wirklichkeit einzuatmen, die im Zimmer, in jedem Augenblick, in mir selber enthalten war; und die Art Ekstase, die auf seinem Antlitz geschrieben stand, war die eines Mediums, das Botschaften von unsichtbaren Dingen empfängt...»

Jeder Freundesbesuch verwandelte sich in eine Arbeitsstunde. Er fragte sie alle aus, unbarmherzig, penetrant, leidenschaftlich genau, über diese und jene Einzelheit ihrer Umgebung, ihrer Vergangenheit, immer wieder kam er auf denselben Punkt zurück, wenn der gleichsam Verhörte, unangenehm berührt, zu entwischen drohte. Oft machte er seine Untersuchung schriftlich. Proust an Lucien Daudet: «Da Sie die Prinzessin Mathilde kannten, als sie noch klein war, müssen Sie mir ein Kleid beschreiben, das sie damals trug, ein Nachmittagskleid im Frühling, fast Krinoline, mauvefarben, dazu vielleicht einen Hut mit Veilchen und Bindebändern, kurzum, so wie Sie sie gekannt haben müssen...» Zuweilen schickte er nächtliche Boten aus; denn seine plötzlichen Auskunftswünsche verlangten sofortige Befriedigung. Schon zur Zeit, als er Ruskin übersetzte, läutete es eines Abends spät bei einem ihm befreundeten englischen Ehepaar. Es war Prousts Kammerdiener, der mit naiver Selbstverständlichkeit folgendes ausrichtete: «Monsieur schickt mich, ich soll Monsieur und Madame fragen, was eigentlich aus dem Herzen von Shelley geworden ist.»

Jeder seiner Freunde wurde auf seinem Spezialgebiet zu Rate gezogen, Reynaldo Hahn über Musik, Jean-Louis Vaudoyer über Malerei, die Familie Daudet über Blumen. Bei allem wollte er den Fachausdruck wissen, «so genau, daß ein Musiker, ein Gärtner, ein Maler oder ein Arzt, wenn sie ihn läsen, glauben können, Proust habe der Musik oder dem Gartenbau, der Malerei oder der Medizin Jahre des Studiums gewidmet.» (Lucien Daudet.)

Um 1911, als er sein Riesenwerk glaubte bald abschließen zu können, mußte Proust sich mit Sorge fragen, ob er einen Verleger dafür finden werde. Er hatte in der Tat große Mühe damit. Niemand

zeigte recht Lust, einen so erschreckend langen Roman eines «reichen Amateurs und Gesellschaftssnobs» zu drucken. Beim Verlag Gallimard, der ihm am meisten zugesagt hätte, hatte er zunächst am wenigsten Glück. André Gide, Mitglied der Lektoratsjury, hatte beim flüchtigen Durchblättern des Manuskripts an einem Satz Anstoß genommen, der eine etwas schiefe Metapher enthielt, und es daraufhin abgelehnt. Nach vielem Hin und Her entschloß sich Proust, sein Werk auf eigene Rechnung herauszubringen; er wählte dafür den damals nahezu unbekannten jungen Verleger Bernard Grasset. Dort erschien denn auch der erste Band, «Du côté de chez Swann» (In Swanns Welt), am 13. November 1913. Das Echo in der Oeffentlichkeit war geteilt. Einmütiger Beifall aber kam von seiten der «Nouvelle Revue Française» und damit dem Verlag Gallimard. Und André Gide, der damals an dem Manuskript sozusagen nur geschnuppert hatte, schrieb reumütig an Proust: «Seit Tagen lege ich Ihr Buch nicht aus der Hand; ich schwelge geradezu darin... Die Ablehnung wird der schwerste Irrtum bleiben, den die NRF je begangen hat, und da ich, zu meiner Schande sei es gesagt, stark dafür verantwortlich war, wird es einer der brennendsten Schmerzen und Gewissensbisse meines Lebens bleiben...»

Jetzt plötzlich war der Verlag freudig bereit, die nächsten beiden Bände und alle folgenden herauszubringen. Proust trennte sich gütlich von Grasset und wechselte bei Ausbruch des Weltkrieges zu Gallimard hinüber. Der über Nacht berühmt Gewordene gewann neue Freunde, unter ihnen auch François Mauriac. Einem, dem Schriftsteller Edmond Jaloux, der 1951 gestorben ist, haben wir ein besonders eindringliches Porträt vom Menschen Proust zu danken, geschrieben in Erinnerung an eines der berühmten Proustschen Diners im Hotel Ritz, 1917, als deutsche Flieger über Paris kreisten:

«Selbst in seiner Natur, in der Atmosphäre, die ihn umgab, war etwas so Einzigartiges, daß man bei seinem Anblick betroffen war. Er nahm nicht teil am gewöhnlichen Leben; er schien immer wie aus einem Alptraum zu kommen, auch aus einer anderen Epoche, vielleicht aus einer anderen Welt. Aber welcher? Nie war er dem Modestil seiner Jugendzeit untreu geworden: steifer hoher Kragen, gestärkte Hemdbrust, weit ausgeschnittene Weste, schmale Krawatte. Er bewegte sich in einer Art verlegenen Zauderns, wie betäubt und verschüchtert — vielmehr, er trat nicht auf: er erschien. Unmöglich war es, sich nicht nach ihm umzuwenden, nicht betroffen zu sein von dieser außergewöhnlichen Physiognomie.

Was man zuerst an ihm bemerkte, waren seine Augen: wundervolle, weibliche Augen, Augen eines Orientalen, deren sanfter, brennender, liebkosender, doch passiver Ausdruck an den von

Rehen, von Antilopen erinnerte. Die oberen Lider waren halb verdeckt, und das ganze Auge war schwarz umringt, was seinen Zügen etwas Leidenschaftliches und zugleich Krankhaftes verlieh. Seine dichten schwarzen, immer zu langen Haare formten auf seinem Kopf eine dicke Kappe.

Die Wahrheit zu sagen, diese Beschreibung befriedigt mich nicht; es fehlt darin, was — ich weiß nicht — seine Besonderheit ausmachte: eine Mischung aus physischer Schwere und vogelleichter Anmut der Stimme; aus zeremonieller Höflichkeit und Nachlässigkeit; aus spürbarer Kraft und Weiblichkeit. Noch etwas kam hinzu, und damit hielt er zurück, etwas Unbestimmtes, Zerstreutes; man hätte sagen können, er überhäufte einen nur deshalb mit Liebenswürdigkeiten, um desto eher das Recht zu haben, sich zu verschanzen, in geheime Schlupfwinkel zurückzuweichen, in das schmerzerfüllte Mysterium seines Geistes. Man stand vor einem Kinde und zugleich vor einem sehr alten Mandarin.»

1919 erhielt Proust den Prix Goncourt für den zweiten Band seiner Romanreihe, «A l'ombre des jeunes filles en fleurs» (in dem soeben erschienenen Suhrkamp-Band mit «Im Schatten junger Mädchenblüte» wiedergegeben). Die Jury hatte lange geschwankt zwischen diesem Werk und dem aktuellen Kriegsroman «Les Croix de Bois» (Die hölzernen Kreuze» von Roland Dorgelès; aber der meisterliche Stil Prousts hatte schließlich den Ausschlag gegeben. Damit war sein Ruhm gefestigt. Achthundert Glückwunschbriefe aus aller Welt trafen bei ihm ein, Galsworthy und Arnold Bennett feierten ihn als Nachfolger von Dickens und George Eliot (was für Proust höchstes Lob bedeutete), und in Deutschland schrieb Ernst Robert Curtius: «Mit Proust ist eine neue Epoche in der Geschichte des großen französischen Romans eröffnet... Er tritt als ein Meister unter den Größten auf...»

Unterdessen schrieb er unentwegt weiter, besessen, fiebrig, krank, immer wieder von Erstickungsanfällen geschüttelt; denn der Verleger drängte, weitere Bände sollten erscheinen. «Sie werden sehen», schrieb er an Gallimard, «Sie schicken mir noch Druckfahnen, wenn ich sie schon nicht mehr korrigieren kann...» Am liebsten wäre ihm gewesen, Gallimard hätte seine Manuskripte gleich vier verschiedenen Druckern gleichzeitig anvertraut, damit er das Ganze noch lesen könne vor seinem Tode. Nächtelang las er Korrektur, diktierte Zusätze, änderte, erweiterte noch auf der Fahne, zum Schrecken der Metteure und Setzer und auch des Verlegers, der ihm schließlich schon keine Korrekturfahnen mehr schickte. Marcel Proust an Gaston Gallimard: «Andere als ich, und ich freue mich dessen, genießen die Welt. *Ich* kann mich nicht rüh-

ren, noch sprechen, noch denken, noch das einfache Wohlbehagen empfinden, eben *nicht* zu leiden. Vertrieben gleichsam aus mir selbst, flüchte ich mich in meine Manuskripte... Zusammengekrümmt wie eine Wespe, allem entsagend, befasse ich mich nur noch damit, meinen Geschöpfen jene Ausdehnung im Geiste zu geben, die mir verwehrt ist.»

In diesen letzten Lebensjahren war nur noch seine Haushälterin um ihn, Céleste Albaret, die Frau seines Chauffeurs Odilon Albaret, ein hübsches Mädchen vom Lande, grundgütig, mit gesundem Menschenverstand. Sie war es, die Verbindung hielt mit der Außenwelt, die seine Briefe expedierte, telephonieren ging, dann und wann Essen aus dem Hotel Ritz holte (meist ernährte sich Proust von Milchkaffee); denn sie durfte nicht kochen daheim, der Gerüche wegen. Sie hatte im Laufe der Zeit seinen Habitus angenommen, seine Art zu sprechen; wie er selbst ahmte sie allmählich seine Freunde nach. «Als Céleste», schrieb Gide in sein Tagebuch, «mir neulich abend die Tür geöffnet und ihr Bedauern ausgedrückt hatte, daß Proust mich nicht empfangen könne, fügte sie hinzu: ‚Monsieur bittet Monsieur Gide, davon überzeugt zu sein, daß er ständig an Sie denkt.' (Ich habe diesen Satz sogleich notiert.)»

Später waren drei Frauen um ihn; denn Céleste hatte noch ihre Schwester und ihre Nichte ins Haus geholt, und diese diente ihm zuletzt als Sekretärin. Im Gegensatz zu früher kümmerte er sich jetzt um alles, was seinen Schriftstellerruhm betraf. Er war eitel geworden. Die Frauen mußten abwechselnd zu den Buchhändlern laufen, um sich zu vergewissern, ob zum Beispiel «Le côté de Guermantes» (Die Welt der Guermantes), der dritte Band seines Werks, sich auch wirklich im Schaufenster befinde. Er beschwerte sich bei Gallimard über zu niedrige Auflagen und bedauerte, daß sein Buch in den Zeitungen nicht so angekündigt wurde wie das eines anderen: mit dem Vermerk «Ungeeignet für junge Mädchen». Er wollte gelesen werden, von möglichst vielen. Und jeden Morgen empfing er die Post der Lobredner und Schmeichler mit Wohlbehagen und las sie Céleste laut vor, die dann zu entscheiden hatte, welchen der Briefsteller er empfangen sollte.

Im Oktober 1922 ging er bei nebligem Wetter noch spät abends aus, Freunde zu besuchen. Eine schwere akute Bronchitis war die Folge. Doch stoisch, nächtelang, zwang er sich, den vorletzten Band, «Die verschwundene Albertine», nochmals umzuarbeiten. «Céleste, der Tod verfolgt mich», sagt er, «ich werde nicht mehr die Zeit haben, meine Korrekturen zu lesen, und Gallimard wartet darauf...» — «Er war sehr schwach», erzählt Céleste, «und lehnte auch weiterhin jede Nahrung ab. Das einzige, was er ertrug, war

eisgekühltes Bier, das Odilon aus dem Ritz holen ging. Wenn er zu ersticken drohte, rief er immer wieder nach mir. ‚Céleste', sagte er, ‚diesmal werde ich sterben, vorausgesetzt, daß ich die Zeit habe, meine Arbeit zu beenden!'» Sein jüngerer Bruder, Robert Proust, der Arzt war wie der Vater, kam ans Krankenbett. Aber der Dichter lehnte jede Behandlung und Pflege ab. Er schrieb und schrieb. Am 18. November 1922, gegen vier Uhr morgens, sein Bruder und wenige Freunde waren zugegen, starb Marcel Proust. Erst im Todeskampf war ihm die Feder aus der Hand geglitten. «Wir haben», erzählt François Mauriac, «auf einem von Kräutertee befleckten leeren Briefumschlag die letzten unleserlichen Worte gesehen, die er gekritzelt hat; einzig das Wort ‚Forcheville' (eine seiner Romangestalten. Anm. d. Verf.) war zu entziffern: so haben sich denn seine Geschöpfe bis zum letzten Augenblick von seiner Substanz ernährt, haben aufgezehrt, was ihm an Lebenskraft verblieben war.»

Und Edmond Jaloux, der ihn auf dem Totenbett sah, schrieb:

«Seine hohlwangige, abgemagerte Totenmaske, geschwärzt vom Krankenbart, war eingetaucht in jene grünlichen Schatten, mit denen die spanischen Maler das Antlitz ihrer Leichname umgeben haben ... Man hatte plötzlich den Eindruck, daß er sehr weit von uns fortgerückt sei, nicht nur, weil er gestorben war, sondern weil er ein Leben gelebt hatte, das tief verschieden war von dem unsrigen. Er hat unter seltsamen Krankheiten gelitten, und sein Geist, um sich zu ernähren, hat ungewöhnlicher Schmerzen und Meditationen bedurft, die dem Menschen sonst fremd sind ... Auf seinem Totenbett hätte man ihm nicht fünfzig Jahre gegeben, sondern kaum dreißig — so als hätte die *Zeit* den nicht zu berühren gewagt, der sie bezwungen und erobert hat ...»